

TIM KROHN, geboren 1965 in Nordrhein-Westfalen, wuchs in Glarus in den Schweizer Alpen auf und lebt als freier Schriftsteller in Santa Maria im Münstertal. Seine Romane *Quatemberkinder*, *Vrenelis Gärtli* und *Nachts in Vals* sind Kultbücher.

Tim Krohn

Herr Brechbühl sucht eine Katze

Menschliche Regungen Band 1

ROMAN

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2017 im Galiani Verlag, Berlin
Copyright © 2017 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,
Köln

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
Covermotiv: Gemälde von Carole Rabe, ›Sleeping Cat‹, oil on canvas,
14 inches × 11 inches
Copyright © Carole Rabe

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2018
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30 / 18 / 36 / 1
ISBN 978 3 257 24445 8

Heiterkeit (I)

In der Silvesternacht des Jahres 2000 hatte Hubert Brechbühl vor, früh schlafen zu gehen. Ein Jahr zuvor, in der Nacht des großen Zahlensprungs, hatte er dem Datumswechsel noch regelrecht entgegengefiebert, mit gemischten Gefühlen und gut ausgerüstet mit Kerzen, Thermodecke und haltbaren Lebensmitteln für vier Wochen. Die Badewanne, Töpfe und Krüge hatte er mit Wasser gefüllt. Dann hatte er den gefütterten Anorak angezogen, in dessen Innen-taschen er bereits – verteilt auf mehrere Briefumschläge – sein kleines Vermögen verstaut hatte, das er sich zwei Tage zuvor in der Post am Limmatplatz hatte auszahlen lassen. In die Außentaschen hatte er ein Klappmesser, ein Feuerzeug, einen Flachmann mit Enzian und eine kurbelbetriebene Taschenlampe gesteckt. Er war in die Moonboots geschlüpft (und wie dankbar war er nun, dass er vor dreißig Jahren nicht nachgegeben hatte, als seine Mutter, die ihm beim Umzug half, sie der Caritas hatte schenken wollen), dann hatte er sich eine letzte Kanne schön heißen Kaffee gekocht, eine Kerze angezündet und schwitzend vor dem Fernseher darauf gewartet, dass mit dem Datumswechsel die komplexe Technik, auf der das westliche System beruhte, und damit das gesamte Abendland zusammenbrach.

Als Mitternacht nahte, hatte seine Aufregung sich

nochmals gesteigert, zweimal musste er aufs Klo, auch ein Butterbrot musste noch geschmiert sein, denn wer konnte schon sagen, was geschehen würde und wann er wieder zum Essen kam. Doch immer rannte er gleich wieder vor den Bildschirm, in dem eine feuchtfröhliche Festgesellschaft schlagersingend blindlings ihrem Untergang entgegenfeierte. Er eilte nicht, weil er etwas zu verpassen fürchtete, er wollte nur so lange als möglich unter Menschen sein. Denn das Leben nach dem Millennium-Crash malte er sich als einsame Sache aus, zumal ganz offensichtlich kaum jemand gerüstet war wie er, und so schätzte er, dass sich die Menschheit innerhalb weniger Wochen halbieren würde.

Die Kirche gegenüber läutete das Jahr aus wie stets, dann trat die »Stille zwischen den Jahren« ein, und Hubert öffnete das Fenster, um die Glockenschläge danach nicht zu verpassen. Die Festgesellschaft im Fernseher hatte sich ebenfalls erhoben und zählte im Chor die Sekunden ab, dann war das neue Jahr da.

Und nichts geschah. Die Stromversorgung blieb erhalten, das Fernsehen war weiter auf Sendung, und mit etwas Verspätung schlug auch die Glocke der Sankt-Josefs-Kirche. Kein Hochwasser-, Strahlungs- oder Brandalarm erklang, es gab kein Großaufgebot von Feuerwehr- und Notfallwagen. Nur einige Raketen knallten, und zwei Familien mit halbwüchsigen Kindern traten aus dem Nachbarshaus und zündeten auf dem Trottoir Vulkane. Weil er nicht wusste, was sie noch alles zünden würden, schloss er zur Sicherheit das Fenster wieder. Von der Straße her riefen sie ihm Neujahrswünsche zu. Nein, nicht Neujahrswünsche, sie wünschten ihm ein fröhliches Jahrtausend – als gehörte es nicht zur all-

gemeinen Bildung, dass das neue Jahrtausend erst in einem Jahr begann.

Eine halbe Stunde hatte er darauf gewartet, dass der Crash sich noch einstellte, dann hatte er Anorak und Moonboots wieder ausgezogen und sich bettfertig gemacht. Er hatte sich geärgert, dass er so viel Kaffee getrunken hatte, denn er hatte kaum Schlaf gefunden, und obwohl er sich vor der Zeit nach dem allgemeinen Zusammenbruch gefürchtet hatte, war er unzufrieden wieder aufgewacht.

Das wollte er im Jahr darauf vermeiden und beschloss, den Jahres- und Jahrtausendwechsel schlicht zu ignorieren. Das war nicht einfach, denn im Lauf des Jahres hatte er sich einer Clique angeschlossen, die stets donnerstags im »Schwänli« Schieber jasste und dort auch gemeinsam »rüberfeiern« wollte. Dazu hatte er nun gar keine Lust und hatte unbedacht behauptet, seine Nichte in Wattwil habe ihn zu sich eingeladen. Nun fürchtete er, dass die aus dem »Schwänli« vorbeischauten, um zu sehen, ob er die Wahrheit gesagt hatte, es waren ja nur hundert Meter. Oder Paul oder Ahmet nahmen den Weg vom Tram zum »Schwänli« durch die Röntgenstrasse. Deshalb saß er den ganzen Silvesterabend beim Licht einer einzelnen Kerze (so konnte er wenigstens endlich seinen Vorrat reduzieren) und traute sich auch nicht, den Fernseher einzuschalten. Dabei hatte er sich so sehr auf die Sporträckschau gefreut. Insbesondere hätte er nur zu gern nochmals gesehen, wie bei der WM die Eishockey-Nati Russland weggeputzt hatte. So saß er in der Stille und hörte alle möglichen Geräusche im Haus: einen Fernsehsender wohl griechischer Sprache, zwei machten Liebe, mindestens zwei, und einmal hörte er sogar das kleine

Mädchen aus dem vierten Stock kreischen. Auch nebenan in der früheren Hausmeisterwohnung, die nur noch interimistisch, in Notfällen vermietet wurde, weil eine vom Gartenbauamt für schützenswert erklärte Föhre sie von Jahr zu Jahr finsterer machte, lachte, sang und prostete eine äußerst vergnügte Gruppe Menschen, die offenbar nicht wusste, wie dünn die Wände waren. Nur direkt über ihm war es still wie meist, seit der Sportstudent ausgezogen war, und Hubert dachte, dass er das gemütliche Surren und Knarren seiner Rudermaschine vermisste.

Um zehn Uhr ging er zu Bett, blieb aber lange wach liegen. Erst kurz vor Mitternacht – als er sich eben zu einem Spaziergang durchs Quartier hatte aufraffen wollen, um sich »müde zu laufen«, wie er es bei sich nannte, und um heimlich seine Clique feiern zu sehen – schlief er ein. Und so geriet sein Jahreswechsel noch unerwartet heiter. Denn Hubert Brechbühl träumte nicht nur – er träumte fast nie –, es war zudem ein Traum mit Folgen.

Er träumte sich als Pianisten, und als bedeutenden, mit Frack und Orden. Er spielte als Solist in der Zürcher Oper, begleitet von großem Orchester, eine Fantasie von Grieg (seine Mutter hatte Grieg geliebt). Und zwar nicht auf einem Flügel, sondern auf dem altmodischen Hochklavier, das vierzig Jahre zuvor im Probelokal der Blasmusik in seiner Militärkaserne gestanden hatte. Dieses Hochklavier wiederum war vernetzt mit einem System mannshoher Spiegel, die er durch die Art, wie er die Tasten schlug, bewegen konnte. So konnte er – und das war seine eigentliche Meisterschaft – musizierend den gesamten Erdball spiegeln und dem Publikum jede beliebige Sicht auf die Menschheit vorführen. Und

offenbar war er gar nicht Pianist, sondern Magier, denn er beendete seine Darbietung mit zwölf donnernden Schlägen in die untersten Tasten. Daraufhin verwandelte sich alles: Zuerst verlor das Hochklavier in einer Explosion den Deckel, ein Schwarm Vögel, die im Traum Prinzesstaucherchen hießen, entstieg dem Schallkasten, flatterte durch den Saal, und eine zweite Explosion sprengte das Dach des Opernhauses fort. Gleich entschwebte in allgemeiner Heiterkeit das gesamte Publikum in einen tiefschwarzen Nachthimmel hinaus, weiter umschwirrt von den Prinzesstaucherchen, aber auch von Spiegelscherben und Splittern der elfenbeinernen Tastatur, die er dennoch weiterspielte. Denn auch er war nun ein ganzer Schwarm und unterhielt die vornehme Gesellschaft während ihrer Reise hinaus ins All musikalisch, derweil in ihren Rücken sich die alte Welt in einem Flammenball verzehrte. Die Leichtigkeit, die Hubert Brechbühl während dieses Traums erfuhr, war grenzenlos, und sie verließ ihn auch nicht, als er anderntags erwachte.

Kunstsinn (2)

Wenn Selina May den Januar 2001 in ihrer Agenda aufschlug, sah sie nur weiß. Das Jahrtausend als arbeitslose Schauspielerin im neblig kalten, bestenfalls mit einer Handbreit Schneematsch überzogenen Zürich zu beginnen, war nicht schön. Und sie brauchte nicht lange nachzudenken, als ihre alte Bekannte Antje Klaassen aus Berlin anrief und sagte: »Ich bin in Not, ich brauche dringend eine Rednerin für eine Ausstellungseröffnung übermorgen um 17 Uhr zum Thema *Chiaroscuro*. Kannst du?«

Antje führte eine Galerie in Ostberlin – große Halle, kleines Budget –, und wenn die Winter dort auch nochmals finsterer und kälter waren als in Zürich, reizte Selina das Angebot. »Zahlst du den Flug?«, fragte sie.

»Den Flug und zweihundert Mark«, sagte Antje, »nur bei der Rede kann ich dir nicht helfen. Die Künstlerin wollte selber eine halten, jetzt ist sie schwer vergript, und ich muss noch die ganze Ausstellung hängen.«

»Kein Problem«, sagte Selina in einem Anfall von Übermut, »verrate mir nur eben, wer dieser *Chiaroscuro* ist.«

Chiaroscuro war kein Mensch, sondern eine Maltechnik, daher fuhr sie ins Kunsthause. Dort begriff sie erst, was sie sich eingehandelt hatte. Zwar hatte sie bald heraus, dass *Chiaroscuro* Licht und Schatten meint, dass seit da Vinci

viele Maler damit experimentierten, sie las so schöne Begriffe wie Lichtkörper und Körperlicht, Schlag- und Eigenschatten, Nebelschwund und *Tenebrismo*, und erfuhr von einer artverwandten Holzschnitttechnik, dem *Clair-Obscur*. Sie sah sich Bilder von Tizian, Caravaggio, Rembrandt und Cranach an und erkannte zwar das Prinzip, doch das änderte nichts daran, dass sie Schauspielerin war, nicht Kunstexpertin, und vermutlich weniger von Malerei verstand als jeder der Vernissage-Gäste.

Abends rief sie Antje an und sagte: »Ich habe mich überschätzt, ich kann das nicht. Du musst dir jemand anderen suchen.«

»Nein«, sagte Antje schlicht. »Die Pressemitteilung ging eben raus. Komm her und sieh dir die Bilder an, dann fällt dir schon was ein. Der *Film noir* ist übrigens von *Chiaroscuro* inspiriert.«

So flog Selina anderntags früh um sieben Uhr nach Berlin-Tegel, fuhr hinauf nach Pankow und half Antje, die zu verschwitzt war, um sie zu umarmen, zwanzig Kisten Bilder in die Galerie zu tragen. Sie packten sie aus, machten Auslegerordnungen, dann hatte Antje einen Termin, und Selina ging spazieren. Es war kurz nach drei Uhr, und schon dämmerte wieder der Abend. Die wenigen orangefarbenen Straßenlampen tauchten die Straßen in ein Licht, das Selina an Jodtinktur und, aus welchen Gründen auch immer, an ein Leichenschauhaus erinnerte. Der scharfe Nordwind tat ein Übriges, sie fühlte sich einer Erleuchtung ferner denn je.

Gern hätte sie das Planetarium an der Prenzlauer Allee besucht – gleißende Sterne, unendliche Finsternis –, doch leider hatte es geschlossen. Sie strich ziellos durch die Stra-

ßen und hatte eben entschieden, hinunter nach Mitte zu fahren, um sich im warmen Licht des Lafayette-Kaufhauses von der Berliner Kälte zu erholen, als ihr im S-Bahnhof Prenzlauer Allee ein alter, hagerer Mann in einem ehemals sehr eleganten, abgewetzten Kammgarnanzug auffiel. Er war dabei, mit Kohle ein komplexes architektonisches Gebilde auf den Boden zu zeichnen – nicht mit Kohlestift, sondern mit einem einfachen Stück Ofenkohle – und ging, wie ihr schien, höchst raffiniert mit Licht und Schatten um.

Sie sprach ihn an. »Verzeihung, kennen Sie sich vielleicht mit *Clair-Obscur* aus? *Chiaroscuro*?«

Der Mann erhob sich und streckte mit leisem Jammern die Knie durch. »Für eine Tasse Kaffee und ein schönes Stück Butterkremtorte kenne ich mich mit allem aus«, antwortete er in gestochinem Hochdeutsch und führte sie zu einem kleinen Café, das »Marzipanschwein« hieß. Er stellte sich ihr als Oskar vor, und nachdem sie bestellt hatten, erzählte Selina ihm, dass sie die Rede halten sollte und sich dafür schämte, weil sie nicht nur keine Ahnung von der angewandten Technik hatte, sondern offenbar überhaupt keinen Blick für Kunst. Zumindest hatten nicht einmal die Werke der großen Meister etwas in ihr ausgelöst, das halbwegs wert gewesen wäre, ein Publikum damit zu füttern.

»Was sind Sie denn beruflich?«, fragte Oskar.

Als sie sagte: »Ich spiele Theater, gelegentlich trete ich auch in einem Film auf«, nickte er und trank den Kaffee aus, um, als die Torte kam, gleich einen zweiten zu bestellen.

»*Clair-Obscur* als Stilbegriff oder als Technik ist ein Unsinn«, sagte er danach, »und um darüber zu reden, brauchen Sie von Malerei keine Ahnung zu haben.«

»Wovon denn?«, fragte Selina.

Oskar verwendete erst etwas Zeit darauf, ein Stück kan-dierte Kirsche aus einer Zahnlücke zu fischen. Er klebte es auf die Serviette und sagte: »Am besten von nichts. Am besten ist, Sie haben keinen blassen Schimmer, von gar nichts. Denn wenn Sie keine Ahnung haben, beginnen Sie zu schauen. Wir wissen beispielsweise, dass dies Stückchen Kirsche aus meinem Mund kommt, der kein besonders schöner Mund sein mag, und das macht das Stück Kirsche unappetitlich. Aber es ist doch nur ein Stück Kirsche, und läge es noch da drüben in der Vitrine auf einem Sahnetörtchen, gewonne dadurch das Törtchen an Appetitlichkeit. Auch ein Spatz würde die Kirsche im Nu wegpicken, selbst wenn er wüsste, dass sie aus meinem Mund kommt.«

Selina nickte, obwohl ihr unklar war, wozu sie nickte, denn sie begriff nicht viel.

»Was meinen Sie«, fragte Oskar, »wann ist Licht viel Licht, und wann ist Dunkelheit sehr dunkel?«

»Pankow im Winter ist sehr dunkel«, sagte Selina so-fort.

»Aha, dunkel im Vergleich wozu?«, fragte er weiter.

»Einfach nicht gesund fürs Gemüt«, antwortete Selina. »Ich hasse diese orangefarbenen Funzeln. Das ist doch keine Straßenbeleuchtung!«

Oskar lachte. »Vielleicht ist es tatsächlich keine«, sagte er. »Vielleicht ist es ein völlig unnützes orangefarbenes Licht, das zwar nichts taugt, doch wenn man es ganz für sich be-trachtet, ohne eine Ahnung oder Meinung, wozu es gefälligst taugen sollte, ist es vielleicht richtig schön. Vielleicht wärmt diese Schönheit dann mein Herz. Und vielleicht brauche

ich, wenn mein Herz erst warm ist, gar keine Straßenlampe mehr, um mich im Winter in Pankow wohlzufühlen.«

»Hoppla«, sagte Selina – mehr, um nicht zu schweigen, während Oskar fragte: »Wären Ihnen weitere Ausführungen ein Stück Mokkatorte wert?«

»Sind sie«, erwiderte Selina und holte ihm an der Theke ein Stück Torte.

»Mögen Sie Kinder?«, fragte er sie quer durch den Raum.

»Mehr aus der Ferne«, antwortete sie, als sie sich wieder setzte. »Ich bin nicht so der mütterliche Typ.«

Oskar sah sie überrascht an, lachte erneut und sagte: »Das mag die Meinung sein, die Sie von sich haben. Meinungen sind noch beschwerlicher als Ahnungen. Ich sage Ihnen gleich, warum. Auf Kinder übrigens kam ich, weil Kinder so schön nutzlos sind. Deshalb mögen wir an ihnen Dinge, die wir an Erwachsenen nicht mehr mögen. Wir haben noch keine Erwartung an sie – zumindest nicht an fremde Kinder, mit den eigenen ist das vielleicht etwas anderes. Aber finden Sie nicht auch Kinder, die sich benehmen wie kleine Erwachsene, ein Gräuel? Sogenannte Wunderkinder?«

»Ich glaube, ich war so ein Kind«, gestand Selina.

»Oh ja, ich auch«, sagte Oskar. »Lassen Sie mich raten, Sie waren der Sonnenschein der ganzen Familie. Richtig?«

Selina zögerte. »Wie kommen Sie darauf?«, fragte sie zurück. »Weil ich blond bin? Mein Bruder ist das auch.«

»Nein, weil Sie sogar jetzt noch lächeln, und ganz offensichtlich ist Ihnen nicht zum Lächeln zumute«, sagte er. »Und dass Sie Kindern nicht zu nahe kommen möchten, kann daran liegen, dass Sie befürchten, Ihr eigenes Kindsein habe daneben zu wenig Raum.«

»Hoppla«, sagte sie wieder. »Viele Menschen würden Ihnen jetzt tüchtig widersprechen. Ich habe angeblich eine sehr kindliche Ader.«

»Ja, eben die Sonnenschein-Seite«, sagte Oskar. »Ich spreche von den finsternen Seiten des Kindseins.«

Das kam so unerwartet, dass Selina nichts zu entgegnen wusste. »Sind Sie von Haus aus Psychologe?«, fragte sie. »Aber wie kommt es dann, dass Sie so gut zeichnen?«

»Mein Vater war Maler«, sagte Oskar. »Und ich habe mein halbes Leben in Kliniken und Therapien verbracht. Das ist aber eine Weile her.« Danach aß er schweigend die Mokkatorte. Erst als er die Gabel auf den Teller legte, erklärte er: »Wenn man nichts erwartet, sieht man alles. Dann ist stets das ganze Spektrum da, von *chiarissimo* bis *oscurissimo*. In allem ist immer alles enthalten. Wenn Sie es nicht sehen, haben Sie nur nicht urteilsfrei genug geschaut.«

Doch Selina hatte keine Lust mehr auf seine weisen Sprüche. »Ganz andere Frage«, sagte sie, »warum malen Sie Architektur? Warum nicht Menschen? Was interessiert Sie daran?«

»Nichts«, antwortete Oskar sofort. »Es beeindruckt nur am meisten. Ich verdiene damit am besten.«

»Aber das ist ja traurig«, sagte sie. »Und es passt so gar nicht zu Ihnen.«

»Nein?«, fragte er. »Sie haben schon wieder eine Meinung. Warum werten Sie das Desinteresse so gering? Weshalb sollte ich nicht etwas mit Freude und von ganzem Herzen tun können, ohne daran interessiert zu sein? Wenn ohnehin alles in allem enthalten ist, spielt es keine Rolle, was ich tue. Leider habe ich nun aber eine Schwäche für Süßes,

also spielt es doch eine Rolle: Es gibt Dinge, für die erhalte ich Kuchen, für andere nicht. Das ist die einzige Wertung in meinem Leben, die ich noch nicht ablegen konnte. Und ich entschuldige mich dafür.« Er lachte darüber sehr jungenhaft, und als Selina fragte, ob er für diesmal satt sei, nickte er.

Sie zahlte. Als sie sich erhoben, fragte er: »Und haben Sie einen roten Faden für Ihr Referat gefunden?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Selina. »Im Augenblick weiß ich gar nichts.«

»Das ist doch schon mal was«, rief Oskar. »Ich gebe Ihnen einen Satz mit: ›Die Kunst, meine Damen und Herren, ist nicht, Licht und Schatten zu malen, sondern Licht und Schatten zu sehen. Überall. Vor allem aber dort, wo andere bloß Licht oder bloß Schatten sehen.‹ Wenn Sie damit beginnen, haben Sie sie.«

Aber sie begann dann doch mit dem Hauch von Göttlichkeit, den das Licht bei Caravaggio atme, um sich sofort – die Künstlerin war ja nicht da – den Meistern des *Film noir* zu widmen, von Fritz Lang bis Jim Jarmusch, danach dem magischen Dreieck Schauspieler – Scheinwerfer – Kamera. Sie sprach frei von der Leber weg – oder es wirkte zumindest so – und begeisterte das Publikum mit ihrer sonnigen Art.

Abschiedsschmerz (3)

Als Selina vom Flughafen nach Hause kam, klebte ein Zettel an ihrer Tür: »Mona braucht dich. Dringend.« Mona war das vierjährige Kind ihrer Nachbarin, und da es fast Mitternacht war und die Wahrscheinlichkeit groß, dass a) der Zettel schon länger hing und b) Mona längst schlief, beschloss Selina, sich erst am Morgen nach dem Yoga zu melden. Doch sie hatte kaum Teewasser aufgesetzt, als es zuerst an der Küchenwand klopfte, dann an ihrer Tür. Als sie öffnete, stand Julia draußen, sie hatte Mona auf dem Arm. Mona trug einen Pyjama voller Sterne.

»Entschuldige die späte Störung«, sagte Julia.

Gleichzeitig rief Mona: »Malkovic geht so komisch! Mama sagt, er ist gelähmt.«

»Sie kann nicht schlafen, ehe du ihn dir nicht angesehen hast«, erklärte Julia.

Selina stellte den Wasserkocher ab und ging über den Flur. Malkovic war eine Theaterratte. Sie hatte ihn ein Jahr zuvor gekauft, als sie das Stück »Gesäubert« von Sarah Kane spielte – als Sinnbild für die zähe Kreatur, die übrig bleibt, nachdem der Mensch sich ausgerottet hat. Malkovic war noch ein Kind und sollte eigentlich auf ihrer Schulter sitzen. Doch er verkroch sich meist vor dem Rampenlicht in ihr Kostüm, höchstens baumelte mal sein Schwanz aus

ihrem Ausschnitt oder einem Ärmel. Und weil sie gleich anschließend an die Sarah-Kane-Produktion einen Unterwasserdreh für eine Bank auf den Malediven hatte (»Bei anderen tauchen die Aktien, bei uns tauchen Sie«), hatte sie ihre Nachbarin gebeten, so lange die Ratte zu füttern. Julias Tochter hatte sich Hals über Kopf in Malkovic verliebt, und als Selina von den Malediven wiederkehrte, war es nicht mehr ihre Ratte, sondern Monas.

Selina war froh darüber, denn sie war gern unabhängig, Julia allerdings litt etwas, denn Malkovic fraß alle Möbel und Kabel an. Aber er hatte auch viel Charme und spielte liebend gern Streiche. Zum Beispiel wartete er auf der Türschwelle zur Küche, die ihm verboten war, darauf, dass er entdeckt wurde, dann rannte er los und schlitterte über den Küchenboden, bis man ihn einfing. Auch liebte er es, sich unterm Sofa hindurch anzuschleichen, um Leute in den großen Zeh zu beißen.

Malkovic schlief in sein Stroh vergraben, doch ehe sich die Frauen für ihn starkmachen konnten, hatte Mona ihn hochgenommen und setzte ihn auf den Boden. »Sieh doch«, sagte sie und stupste Malkovic an. Er humpelte zurück zu seinem Nest. Ein Hinterbein schien gelähmt zu sein.

Auf halbem Weg machte er kehrt, hinkte zu Selina und legte sich auf ihren Fuß. »Das hat er gemacht, als er noch ganz klein war«, sagte Selina gerührt und hob ihn hoch, um sein Bein zu untersuchen. Doch Malkovic zog es immer wieder weg, dann kuschelte er sich in ihre Hände.

»Seit heute Mittag ist er wieder so zutraulich«, sagte Julia, und Mona fragte: »Selina, gehst du morgen mit mir und Malkovic zum Tierarzt? Mama hat keine Zeit.«

»Meine Ferien sind vorbei«, erklärte Julia.

»Klar doch«, sagte Selina, »gleich nach dem Yoga.«

Tatsächlich wurde alles etwas komplizierter. Monas Oma hatte einen Ausflug geplant, und Julia bestand darauf, dass Mona mitging. Mona wollte wiederum Malkovic nicht alleine lassen, und mitnehmen konnte sie ihn nicht, da die Oma sich vor Ratten ekelte. Alles endete damit, dass Selina ihre Yogastunde sausen ließ, für die sie extra zeitig aus Berlin zurückgekehrt war, und versprach, bei Malkovic zu wachen, bis Mona wieder zu Hause war und sie ihn zum Tierarzt bringen konnten.

Anderntags um acht trat sie ihren »Dienst« an, und Julia brachte Mona zum Bahnhof. Malkovic ging es schlechter, er hinkte inzwischen an beiden Hinterbeinen und zitterte wie Espenlaub. Selina hatte vorgehabt, ihn in ihre Wohnung zu holen und sich einen netten Tag zu machen. Doch als sie ihn so sah, wagte sie es nicht mehr. Sie holte ihre Yogamatte und zwei Bücher, aber die lagen dann auch nur herum, denn Malkovic mochte nicht mehr fressen oder trinken, sondern wollte nur gehalten werden, er keuchte und starrte sie fast unentwegt an. Erst gegen Mittag schlief er kurz ein. Sie legte ihn in ihre Armbeuge, damit sie eine Hand frei bekam, holte sich ein Glas Wasser und einen Joghurt, den sie mit den Zähnen öffnete. Sie fühlte ihren Ärmel klamm werden und sagte sich, dass nun auch sein Blasenmuskel gelähmt war.

Malkovic wurde wach, als Julia anrief, um zu sagen, dass Mona nicht vor sechs zu Hause wäre. »Nur für den Fall, dass du mal rauswillst«, sagte sie. »Du kannst ja nicht den ganzen Tag bei uns zu Hause hocken.«

»Vielleicht gehe ich besser schon mit ihm zum Tierarzt«, schlug Selina vor.

Doch Julia sagte: »Tu ihr das nicht an, für Mona ist der Tierarzt doch das Größte.«

Zudem musste sich Selina eingestehen, dass es für den Tierarzt längst zu spät war. Als sie aufgelegt hatte, suchte Malkovic nochmals die Wärme ihrer Hände, doch nur kurz. Dann begann er sich zu winden, und als sie ihn aufs Sofa legte, zog er sich zu dessen Rand und wollte hinunterklettern. Seine hintere Hälfte war nun völlig lahm, und hätte sie ihn nicht hinuntergehoben, hätte er sich überschlagen. Er wollte sie beißen, er wollte keine Hilfe, doch selbst zum Beißen war er zu schwach. Er lag eine Weile keuchend und zitternd, dann schleppte er sich in vielen kleinen Etappen unters Sofa und weiter bis zur Wand – dort war sein Sockenversteck.

Der Nachmittag – ein totenstiller Montagnachmittag im Januar in einer fremden Wohnung, allein mit einer Ratte, die offenbar im Sterben lag – wurde Selina sehr lang. Sie wollte es mit Humor nehmen, stattdessen kämpfte sie mit Tränen. Gern hätte sie Musik für Malkovic gemacht, doch offensichtlich hatte er die Boxenkabel durchgefressen, und alles, was sie fand, war Monas Spielzeugtelefon, das Tiergeräusche machte. Da sie bezweifelte, dass Ratten zum Miauen einer Katze oder zum Klang von Grillen sterben möchten, versuchte sie ihn mit Schokolade und Büchsenananas zu trösten. Doch Malkovic lag weiter bebend in der Ecke, die Nase in einem von Monas Söckchen vergraben.

Gegen drei Uhr wollte sie Julia anrufen und ihr sagen, dass es mit Malkovic zu Ende ging, doch als sie die Nummer

wählte, musste sie so heftig weinen, dass sie wieder auflegte. »Es ist nur eine ordinäre Ratte«, sagte sie sich, »du hast nicht mal geheult, als Sarah Kane sich umgebracht hat.« Und doch brauchte sie vier Versuche, ehe sie es schaffte, Julia anzurufen.

»Denk dir, er hat sich von mir verabschiedet und sich zum Sterben verkrochen, genauso, wie es die Elefanten tun«, erzählte sie.

Julia schwieg nur kurz, dann sagte sie: »Ich muss gestehen, ich bin darüber nicht nur traurig. So bald kommt mir kein Haustier mehr ins Haus. Aber sollte man ihn nicht einschlafen lassen?«

»Ich glaube, er weiß genau, was er tut«, erwiderte Selina. »Ich will ihn darin nicht mehr stören. Ich fürchte nur, dass Mona ihn verpassen wird.«

»Das ist bestimmt besser so«, sagte Julia. »Ich werde schauen, dass ich vor ihr daheim bin. Danke, dass du dort bist.«

Danach dauerte es nochmals eine Stunde, bis Selina, wenn sie unters Sofa blickte, den kleinen Rattenkörper nicht mehr zittern sah, und wieder eine Stunde, bis sie wagte, das Sofa von der Wand zu schieben, Monas Söckchen wegzuziehen und Malkovic sanft zu streicheln. Er regte sich nicht mehr, doch sie schloss nicht aus, dass zwar der ganze Körper gelähmt war, sein Geist jedoch noch wach, und sprach so lange leise auf ihn ein, bis die Augen matt wurden. Sie erzählte von ihrer gemeinsamen Zeit am Theater, von den Scherzen, welche die Kollegen mit ihm getrieben hatten, und wie er während einer Vorstellung aus ihrer Hosentasche gefallen war, als sie ihren Monolog an der Rampe hatte, und eine

Frau in der ersten Reihe umgekippt war. Sie erzählte, wie sie ihm Gemüsebrei und Mais gekocht und Abend für Abend mit ihm trainiert hatte, Stühle hochzuklettern, bis »Gesäubert« abgespielt war. Und wie sie danach wochenlang seinen Geruch in ihren Kleidern vermisst hatte.

Es war fast sechs, als sie ihn hochhob und auf seinen Schlafplatz legte, da war er schon etwas steif. Gleich darauf kamen die »Mädels«, wie Selina sie für sich nannte. Julia hatte Mona am Bahnhof abgefangen und ihr erzählt, dass Malkovic im Sterben lag oder vielleicht bereits tot war. Mona weinte auch nicht, sondern fragte nur: »Legen wir ihn jetzt ins Wasser?«

»Das fragt sie, weil sie Erlbruchs Büchlein ›Ente, Tod und Tulpe‹ kennt«, erklärte Julia, bevor sie ins Schlafzimmer ging, um zu weinen.

»Ja, das ist eine gute Idee«, sagte Selina zu Mona. »Vielleicht hast du eine schöne Schachtel?«

»Ich habe mein Puppenköfferchen«, antwortete Mona. »Aber bekomme ich es zurück?«

Selina schüttelte den Kopf. »Ich dachte mir, wir legen Malkovic in etwas, das schwimmt, und lassen ihn die Limmat hinuntertreiben.«

»Schwimmt denn das Köfferchen?«, fragte Mona.

»Ja, bestimmt«, sagte Selina. »Nur bekommst du es nicht zurück.«

»Egal«, fand Mona und holte das Puppenköfferchen. Siebetteten die Ratte hinein und legten, weil sie keine Blumen hatten, ein paar Küchenkräuter aus dem Tiefkühlfach dazu. Dann spazierten Julia, Mona und Selina Richtung Werdinsel. Malkovic schoben sie in Monas Kinderwagen. Und

nachdem sie an einer Stelle, an der das Ufer flach genug war, das Köfferchen mit Teelichern geshmückt, es ausgesetzt und mit einem Ast in die Strömung geschoben hatten – wo bei die Teelichter schon wieder ausgingen –, aßen sie zur Feier des Tages am Escher-Wyss-Platz Döner.